SIRIUS

Jahrgang 1915-16 **Zürich,** den 1. Dezember, Nummer 3

Herausgegeben von Walter Serner

Hilfe

Neben der Notdurft des Leibes erhob sich von je eine andere, die gewaltiger hinter allem Leben einherdrängt und oft auch verborgen ist, wo nur jene gestillt zu werden scheint. Der Bauer auf dem Acker, der finster nach dem Horizont schaut und sich bekreuzigend weitersät, schlägt daheim auf den Tisch, brüllt um Ruhe und prügelt sein Weib, das ihm vorwimmert, wie gut er es habe und dass er lästere. Der Bürger, der dreissig Kunden beflissen bedient hat und nun ausgehöhlt auf die abendblaue Strasse glotzt, gibt dem letzten Käufer höhnische Antworten, fragt den Aufbegehrenden, was das wohl für einen Sinn habe und ein wilder Hass beendet, was so seltsam begann. Es gibt Säufer, deren Körper um vieles schwächer ist als ihr Durst, Wüstlinge, deren Lust nurmehr Schmerz ist und Quälen und Narkotiker, die sich betäuben, obwohl sie mit einem Scheckbuch bezahlen. Und es gibt Männer, die plötzlich einen gellen Schrei ausstossen, weil sie redeten, als sie schwiegen und andere, die trällern, weil sie schwiegen, als sie redeten. Sie alle leiden innere Not. Ihnen zu helfen, standen Propheten auf und ein Kreuz zeugt Jahrhunderten, was Hilfe ist. Dass sie vergeblich war, kann denen, die sie nicht kennen, ebensowenig das Recht verschaffen, an ihr zu zweifeln, wie solchen, die sie zu kennen meinen, die Hoffnung, eine bessere zu haben.

Unter diesen sind die Besten, welche sie in sich suchen. Sie finden immer dasselbe und nur der Weg ist abseits und vielgestaltig. Er führt den Dichter in alle Wesen und Winkel und je länger er ihn verweilen macht, je mehr durch ihn er mitbekommt, desto grösser wird die Last der Widersprüche und Einzelheiten, desto machtvoller die Sehnsucht nach dem Ausgleich, der letzten Zusammenfassung und desto erschütternder die grosse Klage, die ihn in sich zurückwirft. Sie wird im Maler Abbild, das über die Zerstörung des Bildes hinweg dem Urbild nahe will und so ihn,

dessen Hände aus der Fläche flehen, zum emporgestreckten Sucher werden lässt gleich dem Plastiker, der noch den Körper nimmt und den Raum und darum mühseliger ist und ausgebreiteter und so viel Leid in die Luft bringt, dass oft ein kleiner weisser Knabe einen ganzen Garten in Trauer versetzt. Der fast völlig Aufgestiegene, der Musiker, der alles unter sich wirft, ist tongewordene Klage, die aufschwillt, hindurchschwingt und weiterschwebt und in jedem aufwirbelt, was stets zu einem Teil leidgelockert ist und minutenlang oder durch Stunden Trübseligkeit wird, Müdigkeit, Todeswunsch. So steht am Ziel der Wege aller, wohin der am kürzesten findet, der die wehe Vielgestalt des Abseits ganz und rein in sich selbst durchmisst, die erste und letzte Verbindung: das Wort. In ihm wird, was Ohnmacht ist, am tiefsten Erlebnis. Hier lallt, wer spricht, stammelt, wer gestaltet, und redet gewaltig, über den der Geist kam. Er zwingt das Wort in die Knie und lässt es in seiner Ohnmacht seine Schuld bekennen. Sie ist die Hilfe. Denn in ihr bricht alles Diesseits zusammen. Und wer nun aufsteht, befreit von allem bösen Hoffen, drückt Faust und Kinn auf die Brust. Ihm ist geholfen. Er geht, ein Aufgeschlossener, durch die Lande und predigt das Wort: dass alles im Herzen niederbrechen muss, das Eigene, das nicht anders sich zu helfen vermag und das Fremde, dem nicht anders geholfen werden kann und dass alle Hoffnung in dem Glauben endet: der Geist, der dem Wort die Bescheidung schenkte, strahlt über aller Schuld und hilft tragen, was ohne ihn noch weiter sich hinunterverlöre. Doch ob er auch gewaltig redet, es ist vergeblich. Selbst vor jenen, deren Schwäche sich von ihm holen will, was er in sich nicht zu finden vermochte. So tritt eine Hoffnung, welche die Vollkommenheit sucht, vor eine Selbstbescheidung, welche die Unzulänglichkeit fand, und was zurückbleibt, ist die Ueberhebung dessen, der sich für vollkommener hält, weil der andere sich unzulänglich heisst, und eine Schuld, die sich wiedererkannte. Und denen, welche ihre innere Not dumpf in Exzesse treibt, die wie irr in den Tagetrott der Stumpfen stürzen, vermag das Wort, das ihnen in sich zurückhelfen will, nicht Erlebnis zu werden. Der Dumpfheit ihrer Exzesse, die ihre grösste Klarheit ist, steht die ihrer Besorgnis gegenüber, welche sie gegen das Wort stellt und zu seinen Feinden. Nur Einzelne, deren Kraft Jugend oder Umstände banden, werden an ihm entfesselt. Denn sie sind solche, die Reife oder Veränderung dorthin befreit hätten, wohin ihr Weg über alles Abseits und alle Vielgestalt sie führt und wo sie allein das Wort erleben.

Wer, mit dem die Wahrheit ist, könnte anderes hoffen? Wer, der Hilfe bringen will, vermöchte anders zu helfen? Und dennoch ist die Zahl derer, welche mit dem Wort, das ihnen die

Schwäche stahl, an sich und anderen sündigen, grösser, als ihre Opfer, die nur die Ahnung treibt, zu fürchten wagten. Die vor die Qual kommen, um ihr ein Glück zu verheissen, das sie selbst nicht zu Ende zu nennen wissen, vom Demagogen bis zum Heiratsschwindler, sind dennoch nicht so verlogen wie jene Diplomierten, bei denen die Qual Hilfe sucht. Denn hier wird nicht wie dort vermehrt, was in Jubel sich wandeln, sondern vernichtet, was zur Hilfe werden soll. Der Bauer, dessen geprügelte Frau den Rat erhält, den Gatten zum Arzt zu schicken, der Bürger, dessen Besorgnis ihn von selbst dahin führt, sie beide hören nicht einmal, dass ihr letztes menschliches Leid in ihnen aufbrach, dass sie Verzweiflung schüttelte. Sie werden beruhigt, zurechtgewiesen, gescholten und was dieser Lauge, die Lüge ist, nicht gelingt, vollendet die drohende Warnung vor dem Irrenhaus. Der Säufer, dessen Berauschung ihn einem grossen Gram entwand, wird zum Philatelisten kuriert, der Wüstling, den eine schauerliche Gleichgültigkeit gegen sich rasen liess, zum Familienvater, der Narkotiker, der den tausend Schmerzen seiner Stunden entrann, zum Stadtschreiber. Und jene, deren Ekel schrie, deren Zorn trällerte, erfahren, dass Hebephrenie ist, wo der wahre Ernst erscheint und verloren, wer es nicht begreift. Um wie viel besser sind nicht jene Ueberlistigen, welche die finstere Unruhe des Bauern, den verzweifelten Hohn des Bürgers politisch verwerten und jene Priester, die ihnen eine erstarrte Symbolik und tote Formeln in den Kopf setzen. Sie verdrängen lediglich, was als grösste Not innere Bereitschaft hat, und ihre mühsamen Surrogate werden oft sogar zum bewussten Betäubungsmittel der Rauschseligkeit, die ihren Erzeuger wechseln muss, um nicht an Kraft zu verlieren. Wenngleich sie nicht helfen, so vernichten sie doch nicht; denn die innnere Not kommt wieder und umso mächtiger, je länger und ausgiebiger sie niedergehalten ward. Sie lässt Sechzigjährige zu Sonderlingen werden, zerreist jahrzehntealte Ehen und macht so viele Greise boshaft und roh. Doch die Unklarheit und Unkenntnis derer, welche einer Therapie ausgeliefert werden, die einer gerissenen Dialektik und spekulanten Menschenkenntnis meist noch andere Gewissenlosigkeiten hinzufügt, findet fast nie mehr Kraft oder Gelegenheit, die Unzahl der Traumen, deren Verabfolgung sie als Hoffende vernichtete, auf ihren bösen Ursprung zurückzuführen. Sie werden niedergeschlagen, ohne je wieder sich erheben zu können und das Leben, das sie nun qual- und hoffnungslos zu Ende trotten, ist verlorener als das jener hilflos Tobenden, das noch Qual kennt und Hoffnung.

Ueber alles aber hinweg und auch darüber, dass es vergeblich ist, bleibt zutiefst bestehen, dass es Hilfe gibt und dass geholfen werden soll. Der Qual einer Zeit, die um Millionen

Münzen Millonen Menschen zerfetzt, entspricht die Grösse ihrer Schuld: niemals war die innere Not grösser gewesen und verdrängter als heute. Und niemals darum die Sehnsucht zu helfen mächtiger. Sie brachte Christus an das Kreuz, Savonarola auf den Scheiterhaufen und vielen, die ihr Wort verkündeten, Verfolgung und Elend. Doch Kreuz und Scheiterhaufen, Verfolgung und Elend wurden noch Wirkung und zeugten Jahrhunderten. Heute verschlänge ihre Propheten das nivellierende Rollen eines Betriebs, der von der Schnellpresse bis zum Cinema, vom Mörser bis zur Handgranate eine Macht besitzt, gegen die eine Sündflut wälzen müsste, wer sie besiegen wollte. Jene Zeit, da einer noch zu Bauer und Bürger reden konnte, da das Wort noch auf einen Grund traf, wo es Keim und Auftrieb zu werden vermochte, musste einer weichen, die täglich Tausende von Phrasen und Bildern in den Kopf gekurbelt bekommt und noch den Mörserkrach, den Handgranatenknall als Bild und Phrase erlebt. Da trifft kein Wort mehr auf Grund. Nie war ein Helfer so hilflos. Nie Hilfe so vergeblich. Nie eine Zeit so verloren. Sie hat sich den Psychiater zum Helfer erkoren. Wenn sie mit seiner Hilfe aber dahin gelangt sein wird, dass der letzte Rest ihrer Qual die Riesenschnellpresse bedient und den Maschinenmörser, wird der Schrei des letzten Wachen noch geschrieen werden.

Walter Serner

Aus einem Briefe an das edle Fräulein Hilde Coste

Einer Frauenseele lauschen können, ist alles! Nichts an ihr gering schätzen und misstrauisch betrachten, und vieles, vieles achten, was beachtenswert wäre! Und was den anderen entgeht!

„Liebe“ ist das verlogenste Wort, das ich kenne; denn es kommt aus den dummen Abgründen hervor der Unbewussten! Das wahrhaftigste Wort hingegen ist „Verständnis!“ Ein Mann und eine Frau müssen einen Einklang bilden, immer und überall, vor jedem Blumenbeete in einem Garten, vor dem Gesang eines Waldvogels, vor den genial-anmutigen Sprüngen eines wilden Tieres im Käfig, vor einem besonderen Gebäude, vor einem besonderen Kinde, vor einem besonderen Gegenstande in der Auslage eines Geschäftes! Ueberall müssen sie sich von selbst und mühelos finden, ein jeder der geheimnisvoll-zärtliche Spiegel des andern!

Wehe vor allem der armen Frau, die d a r i n Konzessionen machte! Früher oder später rächte es sich b i t t e r l i c h s t an

ihr! Gott sieht herab und straft die Stunden der Leichtgläubigkeiten! Er ehrt die Sucherinnen, die nie finden! Er hat sie bedacht mit einer zarten und eigentlich unergründlichen Organisation, die Tag und Nacht rastlos ein Verständnis sucht, bei irgendeinem in der verständnislosen Menge!

„Ich habe dich lieb, weil du so gehst, so stehst, so sitzest, so deine Arme, deine Hände hältst, so den Kopf senkest und so blickst -- — —," ist für die Frau eine tiefere Genugtuung, eine heilsamere Arznei für Melancholie und Hysterie, als das Stammeln der Leidenschaftlichkeiten, das überrumpelt, betört, und schwächer entlässt, als man vordem gewesen ist!

Warte auf den, der nie kommen wird!

Peter Altenberg

Köpfe

Wie jedem Erkenntnisgrund eine Urteilskraft vorausgesetzt ist, so ist es hier die, welche ein Bildnis ausmacht. Sie ist die erste und alles umfassende Tatsache: nicht das Objekt einem Schema anzupassen, sondern es als Objekt bestehen zu lassen und optisch in seine Tiefen zu dringen suchen.

Der schaffende Geist hat den Weg von der Optik, die der Anhaltspunkt sein muss, da das Objekt weder schematisiert noch abstrahiert werden darf, rückwärts zur Urteilskraft zurückzulegen, wobei er die ihm begegnenden Zerrissenheiten und Kräfte aufnimmt, um sie dann mit Hilfe der Optik bildlich festzustellen.

Allein so darf ein Kopf gestaltet werden: dass in ihm das Göttliche gesucht wird. Nicht anders kann ein Kopf bildlich erlebt werden. Der Schauder vor dem Unbegreiflichen in all seinen Möglichkeiten muss geschaffen werden. Mit diesem Anfang fällt das Ende zusammen. Auch hier giebt es keinen Fortschritt, nur eine Richtung, die ein Kreis ist, der stetig sinkt oder steigt, bis seine Bewegung das grosse Ziel erreicht, auf das der Glaube hofft.

Christian Schad

Martyrium

Ich möchte mich immer und immer verschenken,
Mitteilen an alles, was weint, was geniesst,
Ich möchte jeden Roman mitdenken,
Den mein Nachbar in der Elektrischen liest.

Plötzlich rücken sie ab — Maskerade
Starrt beleidigt, in Bosheit gebannt,

Und dass ich mich selber mit Leid belade,
Baut nur höher die wehrende Wand.

Blitze zucken. Es treffen Steine.
Ein Wort erwürgt alles Weh: Apostat!
Zertrümmert im ersten Frührotscheine
Treibt jedes „Bruder," um das ich bat.

Menschen fliehn. Ich liege verlassen
In Rosen, die der Frost verdarb.
Wie Sargbretter sinkt Hassen
Auf mein Herz, welches starb.

Max Herrmann (Neisse)

Angst

In der Welt habet ihr Angst;
aber seid getrost, ich habe die
Welt überwunden.
Ev. Joh. Kap. 16, V. 33.

„Kommen sie mit hinauf, ich mache noch Tee ... Sie machen mir eine grosse Freude, ja bitte ..." Grilli sprach beklommen, fast heiser.

Der Weg bis vor das Haus, in dem sie wohnte, war wieder ganz schweigsam zurückgelegt worden.

Sie hatte nicht gewagt, ihn anzusehen, und war mit einem Gefühl von Körperschwäche und innerlichem Erlegensein neben ihm dahingewankt.

Die Qual hatte ihn noch fester umschnürt. Plötzlich, so ganz auf einmal allein zu sein, wäre ihm jetzt wie Erlösung gewesen. Aber etwas in ihm tat sich der Bitte Grillis gross auf. Immer wieder so, dachte er. Es war ihm fast nie möglich, die einmal hergestellten Beziehungen zu Menschen ohne feste Veranlassung abzubrechen. Er fühlte sich ihnen stets sofort verpflichtet, obwohl er wusste, welch zahlloses Leiden daraus erwuchs.

Der Ton ihrer Stimme erst brachte Grilli ganz ins Bewusstsein, wie schrecklich es ihr wäre, jetzt allein sein zu müssen. Sie fröstelte bis in den Magen während der kurzen Ueberlegung, er könnte vielleicht doch heimgehen. Als sie ihn wie nach unten gezerrt dastehen sah, flog eine schnelle Freude über ihre Haut. Sie öffnete hastig und schritt dann klappernd voraus über den sauberen rasengeschmückten Hof.

Seine Füsse schleppten und stiessen mehrmals hart an die Holzstufen. Etwas Ungewisses, Drohendes, unsäglich Zermürbendes legte sich um ihn und machte ihn schneller steigen ...

Sie schob ihm, als er sich umwandte, einen Korbsessel so rasch in die Kniekehlen, dass er ungelenk hineinfiel. Dann liess sie den Paletot auf den zerschlissenen Teppich fallen, warf die Kapott fort und hastete umher.

Er empfand ihre Geschäftigkeit einschüchternd, belästigend, einkreisend. Bei jedem ihrer Schritte war es ihm, als verlöre er ein Stück seines eigenen Willens. Seine Augen folgten ihr unausgesetzt. Sie sind von ihr gehetzt, dachte er und lächelte matt über dieses Bild.

Nachdem sie den Brenner des Samovars entzündet hatte, blieb sie, die Arme in den Hüften aufgestellt, tief atemholend vor ihm stehen: „Ha ... ja, und Gebäck ... hab ich da denn noch?“

Sie rannte zur Kommode und stolperte über den Paletot. „A!“ Fast bösartig schleuderte sie ihn mit den Füssen nach einer Ecke. Dann kramte sie mit unsicheren Griffen in der Schublade und trug einen halben Napfkuchen auf faltenweichem Papier auf den Tisch.

Im Hof unten pfiff ein Heimkehrender. Es schnitt wie mit einem sehr langen Messer die Luft in zwei Teile.

Die Füsse an die Schenkel herangezogen, die Finger vor den Knien in einander geschoben, sass sie ihm gegenüber auf dem Fussende einer mit einem dünnen roten Tuch bedeckten breiten Chaiselongue.

Der Tisch war zwischen ihnen.

Der Samovar sang leise.

Tief unter den Lidern hervor betrachtete sie ihn voll zorniger Zärtlichkeit.

Seine Hände hielten die Sessellehnen umspannt. Seine Augen boten sich dem Blick Grillis fest und offen.

Minuten verrannen.

Dieses In-die-Augen-schauen wird immer unerträglicher, dachte er. Was soll das? Es führt Hass herauf, Wut. Es kann bis zum Mord bringen. Doch er vermochte es nicht über sich, wegzuschauen.

Da griff sie unvermittelt, mit der Linken weitausholend, schräg hinter sich nach einer Gitarre an der Wand, drückte den Bauch in ihren Schoss und nahm ein paar Mollakkorde. Bald war es ein Lied. Das Kinn spitz nach oben gerichtet, sang sie hell, doch ein wenig klirrend: „Mein Schatz ist durchgegangen larida, wie soll ich ihn wieder fangen larida ...“

Sie liess die zupfende Rechte sinken und sah unklar lächelnd nach ihm.

Ihm war es, als vertreibe dieses Singen etwas Böses, als lulle die Haut, die Stirne.

„Ist der eine mir entlaufen larida, werd nen andern ich mir kaufen larida, einen schönen weichen weissen ...“ Sie lächelte verkrampft an sich nieder. Ihr Körper bewegte sich wie begehrlich. Mit einem Ruck sang sie laut und, als wollte sie beleidigen: „Mimi Pinson est une blonde, une blonde que l'on connait. Elle n'a qu'une robe au monde, landerirette ...“

Die Gitarre sauste auf die Chaiselongue, von wo sie aufheulend zu Boden schlug; der Samovar hatte zu brausen begonnen.

„Bitte rücken sie näher.“ Sie schraubte den Brenner nieder und tat Tee in den Kessel. „Stark, schwach?“

„O, es ist mir gleich“.

Sie brach den Kuchen mit den Händen und reichte ihm ein Stück. „Da ...“

„Danke“.

Plötzlich fiel ihr Kopf schrill auflachend hintüber, verstummte ebenso plötzlich und kam langsam wieder herauf. Ihre Hände an den ausgestreckten Armen hielten unbeweglich den Tischrand. Ihre Nasenflügel trieben. Die giftgrüne Seide umpresste ihre herben Brüste. Der freie Hals rötete sich fleckenweise. Die starr zur Decke gerichteten Augen erschimmerten auf ihrem Weiss in grünlich-gelben Reflexen, die aus der im Schoss gebauschten Seide aufschossen. Es war wie Gewitter um sie. „Sie sind ein seltsamer Mensch ... Ich möchte wissen, wie sie leben ... Lieben sie Frauen?“ Ihr Blick blitzte hinüber zu ihm und verriet mehr Lust an der Frage als nach der Antwort.

Er fing ihren Blick ruhig auf. O, wie sie ausgeliefert ist! Mühsam zwang er sich, sie nicht zu hassen.

„So antworten sie doch“, schrie sie. Doch sofort senkte sie den Kopf, leckte die Unterlippe und rieb sie an den Schneidezähnen.

Sie sah ihm auf die Brust. Ihre Augen glommen wie feuchte Schwämme. Die bis über die Ellbogen unbekleideten Arme lagen auf dem Tisch im Lichtkegel. Sie deuchten ihn sonderbar nackt. Ein leichter Schauer war auf ihrer Haut.

„Fürchten sie sich nicht auch manchmal?“ Ihre Stimme war völlig heiser, sodass sie heftig räuspern musste. Sie ärgerte sich darüber; auch weil sie meinte, ihm dadurch zu missfallen.

„Ja, ich fürchte mich oft.“

Ihre Augen wurden ganz dunkel. Sie sah mit einem Ruck im Raum umher und legte die Hände langsam an den Hals. „Vor ... wovor ... fürchten sie sich ...?“

Ganz in der Nähe schlug eine Kirchenglocke. Der Klang, um vieles mächtiger als am Tag, rollte dröhnend an die Wände und blieb dumpf zitternd in der Luft hängen.

„Wovor denn ...“ wiederholte sie, in sich zusammen-



Selbstbildnis *Christian Schad*

kriech nd. Sie fragte im Grunde nurmehr, um sich reden zu hören.

In ihm schwang das Glockendröhnen nach und riss es aus ihm heraus: „Ja ... es ist ... es ist auf der Strasse, Wagen hinter Wagen, Menschen über Menschen und alles ganz hell und laut und es ist Mittag und die Luft ist ganz weiss und die Sonne ... dann ist es auf der Haide, Aecker und Wiesen, kein Baum, kein Strauch, und alles voll Himmel, gelb und rot und schwarz und ganz still ... und es ist im Zimmer ...“

Sie fuhr kreischend auf, die Hände von sich stossend: „Um Gotteswillen, hören sie auf, hören sie auf ... mein Gott ...“

Doch schnell liess sie sich wieder nieder, lächelte verlegen und breitete die Hände, die Finger gespreizt, über den Tisch hin.

Ein Stockwerk tiefer quietschte eine Uhr die Stunde nach. Das löste die Spannung.

Sie erhob sich. Die Hände lässig im Nacken, schlich sie schleifend zu dem grossen nach aussen geneigten Atelierfenster, hinter dem die Sterne standen, und schaute lange hinaus.

„Woran denken sie jetzt?“ Sie hatte sich jäh umgewandt.

„Ich dachte ... wie es wohl wäre, wenn man von einem hohen Haus sich in die Tiefe fallen liesse.“

Ihre Zunge wurde klebrig, ihr Speichel gallig. Um ihren Mund ging es wie Entsetzen: er hatte ihren Gedanken ausgesprochen ... „Wie wäre es wohl?“ Es kam ihr vor, als wären die Worte nicht mehr die ihren.

„Es müsste wohl sein ... wie wenn man mit heissem Gesicht sich dem Sturm entgegenlegt ... und dann ein breiter Sprung in den Glanz ...“

„O sie ...“ Sie trommelte mit einem Fuss auf die Dielen. „So bewegen sie sich doch,“ schrie sie. Ihre Schulter zuckte auf und presste sich dann gegen die kalte Scheibe vor. Kopf und Hände hingen frei herunter. Sie sog wollüstig die kühle dumpfige Luft in die Nase und horchte angestrengt auf ein silbernes Klopfen von irgendwoher.

Als die Schulter sich von der Scheibe löste, taumelte sie kurz.

Dann stand sie aufgerichtet vor ihm und ihre Augen suchten in den seinen. Qualvoll. Irr.

Was wird jetzt geschehen? Er wollte sprechen, etwas tun. Was denn nur, was denn nur ... Es war ihm, als müsse er um jeden Preis jemandem zuvorkommen. O Gott ...

Da riss sie ihn an den Achseln und flüsterte: „Warum er nur meine Augen nicht freigibt ... warum er nur meine Augen nicht freigibt ...“ Dann kam ein weicher wunder Schrei.

Sie fiel in sich zusammen. Die Knie traten vor, die Arme

umarmten fest die Brust, die Hände waren zuckende Fäuste. Sie lag auf dem Boden auf der rechten Seite. Ihre Beine stiessen wie aneinander gefesselt fast im Takt mit den Füssen gegen etwas Unsichtbares.

Er stand neben ihr, dachte, ob das wohl echt ist, dann an gar nichts und streichelte seine Hände. Als er es bemerkte, liess er sie scheu sinken.

Ohne sich dazu entschlossen zu haben, trug er die nur noch matt Stossende auf die Chaiselongue und schaute leer auf die blonden Haare um den weissen schmalen Hals.

Mit einem Mal spannte sich seine Haut, in den Schläfen und Fingern trieb es. Die Hand um die Lippen, sah er verstört umher und atmete schwer und unregelmässig, „Ja, ja ... ja, ja ..." visperte er.

Da packte ihn eine ungeheuerliche Angst, ohne Ursache und Richtung, von innen heraus und doch auch von draussen kommend, ganz weit von draussen, von droben ...

Als wiche er vor irgendetwas zurück, drängte er gegen die Chaiselongue, liess sich nieder, fingerte blind um Grillis Körper und fasste ihre weichen Fäuste. Die Berührung ordnete in ihm. Er lächelte gequält und fixierte wie zu seiner Beruhigung den blinkenden Samovar. Lange.

Er riss den Kopf herum. Ja so, da konnte er ja nichts tun, er musste warten. Oder vielleicht ein nasses Tuch ...

Grilli fühlte, dass sie die Augen öffnen wollte, es aber schon nicht mehr wollte. Es kam ihr warm und wohlig aus den Händen ins Herz. Jemand hielt ihr Herz in den Händen und küsste es, küsste sie. Sie spürte diesen Kuss überall wie duftendes Heu ... O, sie dachte, du wirst jetzt die Augen öffnen, gleich jetzt ...

Sie lauschte. Erschrak. Und setzte sich rasch, doch mit deutlicher Anstrengung auf.

Als sie seine Hände um die ihren erblickte, trat ein weinerliches Lächeln auf ihr Gesicht. Fast gleichzeitig fühlte sie, wie ihr Kopf zu schmerzen begann und schwer wurde, wie sie ihm nachgeben musste. Dumpf fiel sie zurück, in zwei Schlägen, der Kopf zuletzt.

„Wollen sie etwas? Wasser? Tee? ... Oder soll ich ..." Er war aufgesprungen.

Sie drehte den Kopf und stöhnte eine Ablehnung.

Die Stille wurde immer dünner, heller und schärfer. Sie biss ihn in die Lungen und machte sein Blut rauschen. Warum ging ich mit? Was soll ich da? Was soll das alles? Was soll das alles?

Die letzten Worte hatte er gesprochen.

„Was ... was ist ...“ Sie richtete sich langsam auf und lauerte locker auf seinen Rücken.

Tieferschreckt war er erbleicht, als er sich sprechen hörte. Einen rasend kurzen Augenblick hatte er gehofft, sie könnte vielleicht nichts gehört haben. Dann lief alles Blut in seinen Kopf.

Es gibt kein Ausweichen, fühlte er. Warum will ich überhaupt ausweichen? Er stiess einen ganzen Klumpen Reflexionen aus sich heraus. Die Erleichterung aber liess ihn etwas ganz anderes sagen: „Man müsste eben immer allein sein.“

„Na und wenn sie immer allein sein könnten, was hätten sie da ...?“ Sie stockte, als unterdrückte sie etwas Boshaftes. Zorn quoll in ihr auf, weil sie sein Gesicht nicht sehen konnte.

„Dann wäre alles viel leichter und reiner.“

„Aber das geht doch nicht.“ Sie lächelte überlegen und ärgerte sich, dass er dieses Lächeln nicht sah.

„Warum nicht?“ rief er laut, viel lauter, als er gewollt hatte, und wandte sich ihr unsicher zu.

Ihr Lächeln wurde freudig und körperlich.

Er fühlte sofort, dass es etwas anderem gälte, und machte ein paar Schritte.

“Was ist denn ... So bleiben sie doch.“ Sie hob die Hand und liess sie kurze Zeit in der Luft stehen.

Mit dem Rücken gegen sie gewandt, trank er seine Tasse aus. Der Trieb fortzugehen füllte ihn spannend aus. Doch im Rücken zog und hielt es ihn und überrumpelte ihn zu der Frage: „Ist ihnen schon besser?“

„O ja, es geht schon ... Wollen sie denn schon gehen?“

„Ja, doch wenn sie noch etwas ...“

„O nein, danke schön ... nein wirklich ... sie können ruhig gehen ...“

Wie sie mich zwingen will! Warum sagt sie nicht fest und einfach: Ja, sie können gehen. Aber warum gehe ich denn nicht? Nein ... ich gehe ...

Doch nur langsam bewegte er sich ein wenig.

„Adieu.“ Sie hielt ihm die Hand hin.

So unmöglich war es ihm im Augenblick gewesen, sie zu verlassen, dass er über ihren Gruss erstaunte.

„Nun, was gibts denn?“ Sie sagte es mehr befriedigt als munter.

Sein Gesicht wurde von einem mühsamen Zucken zerrissen. Die Hände machten eine kleine gequälte Gebärde.

„So gehen sie doch schon.“ Sie sprang auf. Die Hände an den Hüften, schritt sie mit plumpen grossen Schritten zum. Fenster. Die Ellbogen bewegten sich unregelmässig nach hinten

Ohne dass er es sehen konnte, streckte sie ihm in der nacht-

dunklen Scheibe die Zunge entgegen. Dabei sass ihr der flehentliche Wunsch im Hals, er möchte neben sie treten, sie um Verzeihung bitten, zärtlich sein.

Mit einem unsagbar niederdrückenden Gefühl ging er zur Tür und klinkte sie schnell auf, wie um sich dadurch zu zwingen. Er zögerte: als müsse sich im Augenblick noch alles aufklären.

Als er in dem schwarzen Flur stand, fiel ihm ein, dass die Haustüre verschlossen sei.

Da hörte er Grillis Tritte. Sie pfiff: „Ach wenn das der Petrus wüsste ...!"

Die Hand am Treppengeländer, hastete er stolpernd hinab. Die Furcht, sie könnte ihm nacheilen, konnte er nicht betäuben.

Er stürzte auf die Haustüre zu und warf die Hand auf die Klinke: „Auf ... ah ..."

Auf der Strasse rannte er. Zwischendurch überlegte er fiebernd: wenn die Haustüre geschlossen gewesen wäre, hätte ich warten müssen, bis jemand gekommen wäre, oder hätte umkehren müssen zu ihr, oder sie wäre gekommen, ja sie würde sich daran erinnert haben, dass die Haustüre ... Ja, sie konnte ja schon hinter ihm her sein ...

Er rannte, dass ihn die Brust schmerzte. An der Ecke sah er sich hastig um, konnte aber vor Schneetreiben nichts sehen.

Walter Serner

Heimat

Ein Schweizerhaus. Ein Steamer. Ein Boulevard.
Ich schluchze überall nach ihm.
Ich weiss: ich hab ein rotes Herz und schwarzes Haar:
Ich weiss so viel und weiss nicht ihn.

Oft trösten
Die Flöten stilisierter Hirten
Den Verirrten...
Da schenk ich mich ganz Ausgelösten
Der Schattenmutter, die am Wegrand kniet...

Und schluchze noch bei ihr nach Gott,
Der vor mir wie vor einer Sünde flieht...

Goll

Gedanken Blaise Pascals

— Ich tadle gleicherweise die, welche sich entschliessen, den Menschen zu loben, als die, welche sich entschliessen, ihn

zu tadeln, als die, welche sich entschliessen, ihn zu zerstreuen. Ich kann nur die loben, welche unter Seufzen suchen.

— Das menschliche Leben ist nur eine beständige Täuschung; man tut nichts, als sich gegenseitg täuschen und schmeicheln. Niemand spricht von uns in unserer Gegenwart so, wie er von uns in unserer Abwesenheit spricht. Die Einigkeit unter den Menschen stützt sich nur auf diese gegenseitige Täuschuug; und wenig Freundschaften würden bestehen, wenn jeder wüsste, was sein Freund von ihm sagt, wenn er nicht dabei ist, und doch spricht er dann ehrlich und ohne Leidenschaft.

— Woher kommt es, dass ein Hinkender uns nicht irritiert, während es ein hinkender Geist tut? Die Ursache ist die: ein Hinkender erkennt, dass wir gerade gehen, ein hinkender Geist aber sagt, wir seien es, die da hinken.

— „Warum tötest du mich?“ „Nun was, wohnst du nicht jenseits des Wassers? Mein Freund, wenn du diesseits wohntest, so wäre ich ein Mörder und es wäre ungerecht, dich zu töten. Aber da du jenseits des Wassers wohnst, so bin ich ein Tapferer und gerecht“.

— Natur des Menschen: Unbeständgkeit, Langeweile, Unruhe. Wer die Eitelkeit des Menschen von Grund aus kennen will, braucht nur die Ursachen und Wirkungen der Liebe zu erwägen. Ihre Ursache ist ein Ich-weiss-nicht-was und ihre Wirkungen sind entsetzlich. Dies Ich-weiss-nicht-was bewegt die ganze Erde. Wenn die Nase der Cleopatra kürzer gewesen wäre, hätte sich die ganze Gestalt der Erde verändert.

Hans Kyser: *Charlotte Stieglitz,* ein Schauspiel aus den dreissiger Jahren. (Verlag S. Fischer Berlin.)

1

Schliesslich, als die Not am grössten war, erhellte ein Blitz den dunklen Wald von Anfechtung uud Wirrsal: da sah man aus Feuer und Licht gebildet so etwas wie eine Spitzbogennische, von der Art, darinnen man die Heiligenfiguren zu stellen pflegt. Unter einem Sternenkranz thronte dort Eva. Erkannten wir bis ins Blut hinein, wie uns nur noch von dort her Genesen und Erlösung und jedem sein guter Engel zu Gott kommen könnte. Schlugen an unsere Brust und beteten — je nach Veranlagung —: Lilith! oder: Kamerad, Du guter! oder: Unser täglich Brot gib uns heut! Stellten alle etwas Frauenlob dar in jedem Augenblick und wussten doch nicht ein, noch aus, und war mehr Sehnsucht als Erfüllung, und der Geist Hebbels Ibsens, Strindbergs Przybyszewskis schwebte über den Wassern. Ob auch ein Garten in Blüten stand, so war um die Gärtnerin doch noch eitel Bedrängnis; selbst wer lästerte, suchte, und wer den Einsamstarken posierte, gestand nur seine enttäuschte Sehnsucht; dieses Quellgeistes Sesam wurde wesentlich und jeder wollte es gestalten.

2

Dankbar zu sagen habe ich zuerst dem Hans Kyser, wie er mich im Innersten erschütterte, wie ich in dieser Abgelegenheit sein Schauspiel las

und erlebte als ein über jedes Wort wundersames Offenbartsein. Wie sich der Name Flaubert zum Motto und unzweifelhaften Panier fand. Will sprechen, dass abseits, bei Hieronymus im Gehäus, das, was ich ersehnte, Fleisch und Farbe und innerliche Figur bekam. Und die Fahnen senkten sich grüssend!

3

Er spiegelt un untadelig und Bild zu Bild wird Zwilling. Das „Junge Deutschland“ um 18[illegible] wird fast kongruent dem um achtzig Jahre später. Sowohl im „Druck einer geistig arretierten Zeit“ als im Zerklüfteten, Hin-und Hergewürfelten seiner erotischen Psyche. Und darüber hinaus noch malt Kyser menschliche Beziehungen, die für ewig Geltung haben. Es sei denn, dass ein Prinzipien-Trottel Nervosität für kein chronisches Uebel hält und innere Konsequenz bis zum Abgrund als Hysterie verwirft. Doch auch dieser bekehrt sich vielleicht noch, wenn man ihm zeigt, was ist.

4

Ich schäle die literar-historische Hülle ab. Ein Skribifax, Nervenbündel, Seiltänzer seiner Qualen, folternd und fexierend, wie ihn seine Eingeweide foltern und fexieren, geschmiedet an ein Weib, das keines ist, weil sie ihn stachelt, auf dem Rost hüpfen lässt, in den Flammen vom Opfertode dieser Frau zu einem Häuflein Asche zusammenfallend, als sie sich selbst den Scheiterhaufen anzündet, um ihn in den höchsten Himmel zu kurbeln. Man vergisst, dass das alles in der Laube-Gutzkow-Zeit geschieht und zittert uns eigene Seelenheil. Denn die vier, fünf Personen dieses Schauspiels sind Leidende und Leiden-Zeugende für Aeonen. Das Ekstatische, Verkletterte, Ueberschwängliche nicht so sehr einer bestimmten Epoche als eines ganzen Gefühls-Bezirkes in dauernd gültige Prägungen gebannt und Wunsch, Glut, Herz und Hemmung der gerichteten Kreatur, die Trost und Trübsal bringt zu gleichen Teilen, in ein nie verlöschendes Mene-Tekel gefasst. Wie die beste Frau noch uns in jeder Sekunde zerstört, zerpflückt, schindet, mit den Dornen ihrer Hochzeitsrosen striegelt, dass einem der Atem ausgeht, wenn sie uns „unendlich beglückt und gross macht“ — und umgekehrt — wird „Morgenröte im Aufgang“.

5

Dabei geschieht jedem nach seinem Teil. Am schwersten zu meisternde und dennoch von Kyser gemeisterte Gestalt der Mann, herüber- und hinübergepufft wie Koppengras, für sich und die Andern empfindlichstes Uhrwerk, unbeständig, voller Schwären, weich und brutal, schäbig und edel, ein Chamäleon auf dem Vivisektionstisch. Sodann Theodor Mundt, der „Freund“, auch er in stetiger Pendelbewegung, aber mehr zentripetal ins Polemisch-Praktische und Baufähig-Kompakte bei aller Diffizilität. Das ergibt solche Dialoge (deren einer Partner „der Meliorist“ heissen könnte):

„*Heinrich* (sitzt an seinem Pult, in alten Entwürfen ganz versunken): Arbeit! . . . (selig in sich). Arbeit! . . . — — —

Mundt: Kein Wort . . . das zerreisst jede Inspiration . . . wir reden leider alle zuviel . . .

Heinrich: Es ist doch etwas unsagbar Köstliches um einen Vers! . . .

Mundt: Die Stimme unserer Zeit spricht in Prosa.

Heinrich (versunken, ergriffen): Da tönen wieder die alten Paradiese, . . . alle Abgründe haben eine Stimme und selbst die Schmutzwinkel unserer Seele werden rein wie vor Gott! . . .“

Entzückend! Ueber alles und alle: Charlotte, die Einzige, Unvergleichliche, vor der die Unmöglichkeiten klein werden, aber die Möglichkeiten auch, marternd und gemartert, dass man zugleich sie anbetet und vor ihr flieht als vor der unüberwindlichen „Muse“, deren „Heiligkeit“ einen Mann zerstückelt und zermürbt, dass er sich immer im Verlangen nach Gelassenheit zu Tode gestört und bis ins Mark seiner Unzulänglichseit getroffen fühlen muss. Das ganze Problem erhält in ihrem Dasein einen Ruck. „Solange

die Erde steht, hat sich der Mann an der Bildung und Erkenntnis unserer Seele abgemüht ... Ist es nun nicht bald an der Zeit, dass wir ihm Gleiches mit Gleichem vergelten?" Alles, was Frauen uns heute wie ein durch unsre Schuld totgeborenes Kind auf die Schwelle legen dürfen — verwaister und luftleerer Raum durch unser in Nähe Abwesendsein — ringt in dem Schrei: „Mir ist Liebe das einzige Recht meines Daseins" — und wir verstummen wie Mörder, die vor die Leiche ihres Wildes geführt wurden. Brand: von keinem noch so knallend in zwei Handgranaten geworfen:

„*Charlotte*: ... Die Literatur ist heute die kämpfende Kirche, und was einer schreibt, dem es nur recht ernst ums Leben ist, ... das ist unsere Religion ... wenn sie wollen ...

Mundt: Ich fürchte nur, der Kern bleibt immer derselbe: man versäumt vielleicht sein bestes Leben darüber..

Charlotte: Wie können Sie das nur sagen? Mich erfüllt es ... ganz .. alles, was ich fühle und lebe ...

Mundt: Und es ängstet Sie nie?

Charlotte: (jäh): Grenzenlos ..."

6

Ein Menschendrama, ein Lebenslied, ein jüngstes Gericht, Blut von unserm Blute: Angst von unserer Angst!
Wenn den beiden Männern der blosss Laut „Charlotte" mit den Lippen geformt wird und eine weisse Taube über ihrer Sündflut schwebt! Oder die Saltomortaleszene zwischen Heinrich und Charlotte am Beschluss des dritten Aktes, ein wogend Schilfheer in Wetterleuchen! Allerletzte Stationen, an denen der Schwindel zerbricht und das Nackte im Totenhemd sein Kreuz auf sich nimmt. „Wir wollen uns nicht mehr belügen, ... wir können einander nicht helfen, .. wir sehen uns leiden und können nichts heilen, ... nicht ein Bilck, nicht ein Wort, nicht ein Ton kommt zu uns zurück, ... wir verschmachten, vergehen, wir glauben zu leben und leben nicht ..." Bis der Schwiegervater, der Unerschütterliche, Umflortjoviale, sich das Hemd von der Brust reisst in ätzendem Winterbekenntnis und ein beiläufiges Kasernensignal wie gespenstischer Begleitakkord der Ate wirkt. Und der Feigling-Laurentius, der sich in Blutschuld und Henkersein hineinspielte und hineinspielen liess, zusammenbricht unter der Last, die für einen Haarrdünnbesaiteten dreifach schwer wiegt ... und ihn — vielleicht — zehnfach zum Poseur machen wird. (Aus Notwehr!)

7

Dankbar zu sagen habe ich zuletzt dem Hans Kyser, wie er mich im Innersten erschütterte, wie ich in dieser Abgelegenheit sein Schauspiel las und erlebte als ein über jedesWort wundersames Offenbartsein.

Max Herrmann (Neisse)

Die weissen Blätter, Verlag der weissen Bücher, Leipzig. Das soeben erschienene Novemberheft enthält vier Originalholzschnitte von *Christian Schad:* „Sebastian," „Absalom," „Verspottung" und „Verkündigung." ferner „Traum von einer neuen Hölle" von *Franz Werfel,* „Zola" von *Heinrich Mann,* „Der Tod des Vaters" und „Bahnfahrt," von *Hans Gathmann,* „Liebe" von *Robert Zellermayer* und Glossen von *Annette Kolb, Emil Faktor Franz Blei und R. S.*

Inhalt der vorigen Nummer; *Walter Serner:* Sphinx; *Ernst Frey:* Nächtliches Dorf; *Max Herrmann:* Hilflose Augen; *Walter Serner:* Christian Schad; Aus den Briefen Friedrichs des Grossen; *Max Herrmann:* Die Stoppelfelder; *Leo Sternberg:* Im Weltgesang; Bücherbesprechungen. Mit einem Originalholzschnitt von *Christian Schad* und Zeichnungen von *Hans Arp* und *Otto van Rees.*